



Vera King,
Benigna Gerisch (Hg.)

ZEITGEWINN UND SELBSTVERLUST

Folgen und Grenzen der Beschleunigung

campus

Zeitgewinn und Selbstverlust

Vera King ist Soziologin und Professorin an der Fakultät für Erziehungswissenschaft, Psychologie und Bewegungswissenschaft der Universität Hamburg. *Benigna Gerisch* ist Psychoanalytikerin sowie Psychotherapeutin und wissenschaftliche Mitarbeiterin im Therapiezentrum für Suizidgefährdete am Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf.

Vera King, Benigna Gerisch (Hg.)

Zeitgewinn und Selbstverlust

Folgen und Grenzen der Beschleunigung

Campus Verlag
Frankfurt/New York

© Campus Verlag GmbH

Gedruckt mit Unterstützung der ZEIT-Stiftung, der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung und der Edmund-Siemers-Stiftung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.

Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-593-39029-1

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2009 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Campus Verlag, Frankfurt am Main

Umschlagmotiv: © Günther Schöbel, Hamburg

Satz: Marion Jordan, Frankfurt am Main

Druck und Bindung: PRISMA Verlagsdruckerei GmbH

Gedruckt auf Papier aus zertifizierten Rohstoffen (FSC/PEFC).

Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: www.campus.de

Inhalt

Zeitgewinn und Selbstverlust <i>Vera King und Benigna Gerisch</i>	7
--	---

Zeitkulturen

Jedes Ding hat keine Zeit? Flexible Menschen in rasenden Verhältnissen <i>Hartmut Rosa</i>	21
--	----

Umkämpfte Zeit – Folgen der Beschleunigung in Generationenbeziehungen <i>Vera King</i>	40
--	----

Full Speed – Slow Down: Ambivalenzen der Moderne <i>Hartmut Böhme</i>	63
--	----

Entgrenzte Arbeit – Entgrenzte Subjekte

Dringlichkeit und Selbstverlust in der Hypermoderne <i>Nicole Aubert</i>	87
---	----

»... Und ich war der Fehler« – Über den Zusammenhang von Simultaneität, Entgrenzung und Sucht <i>Christine Morgenroth</i>	101
--	-----

Psyche, Soma, Endlichkeit

Körper-Zeiten: Zur Hochkonjunktur des Körpers als Folge
der Beschleunigung

Benigna Gerisch 123

Fiktionen der Unsterblichkeit –
Soziologische und psychoanalytische Perspektiven

Christa Rohde-Dachser 144

Bildung und Identitätsbildung in knapper Zeit

Bildung und Zeit: Über Zeitdispositive und Lebenszeitregime

Andreas Dörpinghaus 167

Zur Zeitstruktur biographischer Bildungsprozesse

Hans-Christoph Koller 183

Das Problem der Identität in der Spätmoderne –
Psychoanalytische Perspektiven

Werner Bohleber 202

Beschleunigtes Aufwachsen

Kindheit zwischen Zukunftserwartungen und Leben
in der Gegenwart

Helga Zeiber 223

Widersprüchliche Zeiten: Beschleunigung und Verlangsamung in
Biographien junger Frauen und Männer

Carmen Leccardi 242

Autorinnen und Autoren 261

Zeitgewinn und Selbstverlust

Vera King und Benigna Gerisch

In diesem Band werden Folgen und Grenzen der Beschleunigung der gegenwärtigen Moderne ausgelotet. Im Zentrum stehen die gesellschaftlichen Veränderungen von Zeitdiskursen und -praktiken und deren Einfluss auf individuelle Entwicklungs- und Bildungsprozesse. Um den Wechselwirkungen zwischen der Makrologik sozialer Beschleunigung und der Mikrologik subjektiver Sinnkonstruktionen, psychischer Entwicklung und Verarbeitung auf die Spur zu kommen, erscheint eine disziplinübergreifende Betrachtung besonders vielversprechend. Die veränderten Temporalstrukturen und ihre Auswirkungen werden daher aus sozial- und kulturwissenschaftlicher, aus erziehungswissenschaftlicher, sozialpsychologischer und psychoanalytischer Perspektive beleuchtet, um Wandlungsprozesse in ihrer Vielschichtigkeit zu fassen. Um welche Fragen wird es im Folgenden gehen?

Vergegenwärtigen wir uns zunächst, dass Beschleunigung, wie sie in technischer Hinsicht insbesondere durch die rasante Steigerung von Mobilität und Kommunikationsmöglichkeiten angestoßen wurde, eine der folgenreichsten Erscheinungen des 20. Jahrhunderts darstellt (Blumenberg 1986; Elias 1988; Geißler 1999). Die damit auf sozialer und kultureller Ebene verbundene »Beschleunigung des Erfahrungswandels« (Koselleck 2000) hat das Zeiterleben in den letzten Jahrzehnten tiefgreifend verändert. Christoph Wulf und Dietmar Kamper verwiesen in ihrer Analyse zur »Zeit, die bleibt« bereits 1987 auf die Paradoxie, dass sich trotz beschleunigter Abläufe das Empfinden historisch kontinuierlich verschärft habe, stets *zu wenig* Zeit zu haben (Wulf/Kamper 1987: 7ff.). Dieses Wahrnehmungsmuster hat sich weiter intensiviert und verbreitet, begründet in technischer und sozialer Beschleunigung und seit den 1990er Jahren abermals verstärkt durch die ökonomischen und politischen Veränderungen im Zuge der »Globalisierung«. Im globalen Wettbewerb um Marktsegmente und wissenschaftliche und technische Neuerungen zählen dabei immer stärker kleinste zeitliche Vorsprünge. Zeit, so die Wissenschaftstheoretikerin Helga Nowotny

(1993), ist dadurch »selbst dynamisiert« worden (ebd.: 11). Entsprechend lassen sich soziale Ungleichheiten zunehmend in »zeitliche Ungleichheiten übersetzen« (ebd.). Zeitgewinn wird zu einer Überlebensstrategie im Konkurrenzkampf der globalen Märkte, aber auch der individuellen Selbstbehauptung auf dem Arbeits- und Bildungsmarkt, in den Institutionen, in der Lebensführung. Zeithunger affiziert Institutionen und Individuen, Beruf und Familie, Kinder, Jugendliche und Erwachsene. Stets scheint dabei zu gelten, wie Nowotny in ironisierender Knappheit akzentuiert, dass es »die Schnellen« richtig machen (1993: 33). Doch wie wirken sich diese Veränderungen aus auf Bildung, Erziehung oder Sozialisation – zumal Schnelligkeit und Erfahrungsverarbeitung in offenkundiger Spannung zueinander stehen?

Eile, so die Sozialpsychologin Christine Morgenroth (2004), kann krank machen. Wie viel Plastizität des Psychischen können wir voraussetzen – ist doch das Zeiterleben »für das Seelenleben von entscheidender Bedeutung«, so der Psychoanalytiker Hans Loewald (1986: 120). Welche Folgen hat die Logik des Zeitgewinns auf psychische Entwicklung und Identitätsbildung, wenn permanente Veränderungen der Lebensbedingungen zur Revision von Lebensentwürfen drängen? Wenn die Orientierung am Längerfristigen zunehmend durch Anpassung an das momentan Gebotene ersetzt wird, wie es Hartmut Rosa (2005) beschrieben hat, verändern sich auch die Generationenbeziehungen. Technische und soziokulturelle Bedingungen transformieren sich zunehmend innerhalb einer Generation. Generationale Weitergabe erscheint dann vielfach obsolet, zumindest fraglich. Daraus ergeben sich Fragen zu den intergenerationalen Aspekten von Bildung und Erziehung, zur Konzeption von »Wissen« und seiner Weitergabe. Wie verändert sich das Verhältnis von »Lebenszeit« und »Bildungszeit« unter »gegenwärtigen Bedingungen von Modernisierung, Beschleunigung und verlängerter Lebenszeit« (Bilstein 2006: 123)? Bildungszeit stand bei dem Erziehungswissenschaftler Klaus Mollenhauer für »die zeitliche Rhythmisierung der für den Bildungsprozeß bedeutungsvollen Erfahrungen« (1981: 72). Doch können im Modus von Beschleunigung Erfahrungen überhaupt noch verarbeitet werden und Anstoß für Bildungsprozesse geben? Oder müssen wir schlussfolgern, dass allenfalls Techniken der Selbstflexibilisierung und Kompetenzen der Anpassung weitergegeben werden können? Und wie vor allem können wir das Verhältnis von Zeit und Bildung auch gegenläufig zu den scheinbar unumgänglichen Sachzwängen und institutio-

nellen Folgen sozialer Hyperbeschleunigung konzipieren (Dörpinghaus 2005)?

Zeitgestaltung und Zeitgrenzen sind überdies mit Geschlechterverhältnissen verbunden: Auf der einen Seite sind männliche und weibliche Biographien in ähnlicher Weise von der Auflösung festgefügtter zeitlicher Abläufe betroffen, andererseits bleiben Ungleichheiten etwa aufgrund unterschiedlicher Bedingungen in Beruf und Familie bestehen (Leccardi 1998). Auch geschlechtstypische Zeitknappheiten in Eltern-Kind-Beziehungen haben sich verschärft (Hochschild 2002). Soziale Ungleichheiten sind nicht nur in Geschlechterbeziehungen, sondern auch je nach gesellschaftlichem Milieu mit ungleichen Zeitverwendungsmöglichkeiten und Anpassungszwängen verbunden – wobei jedoch keine schlichten Polarisierungen möglich sind. Die Folgen von Beschleunigung in gesellschaftlichen Machtverhältnissen müssen differenziert aufgeschlüsselt werden. So drängt sich auch rasch eine Art Paradox auf: Erscheint auf der einen Seite der Schnellere als Sieger im Wettlauf der Märkte, so wird andererseits Muße – und damit auch Zeit für Bildungsprozesse – auf neue Weise zum Privileg. Umgekehrt bleibt die atemlose Unterwerfung jener Menschen, die keine Eigenzeit beanspruchen können, unter das Diktat der Zeitknappheit nicht ohne Folgen. So wurde in Anknüpfung an die sozialpsychologische Analyse *Das erschöpfte Selbst* von Alain Ehrenberg (2004) die Verbreitung der Depression als Folge einer Überforderung durch Flexibilität und Geschwindigkeit diskutiert. Komplementär geht es dabei, wie zu betonen ist, jedoch auch um die Frage, welche subjektiven Befriedigungen aus dem »Kult der Dringlichkeit« (Aubert 2003) gezogen werden – also aus dem Versuch, Macht qua Zeitherrschaft und Zeitvorteil zu gewinnen. Welche bewussten und unbewussten Wünsche nach Allmacht und Kontrolle, nach Beherrschung und Grenzenlosigkeit werden im individuellen Kampf um Geschwindigkeit, auch im intergenerationalen Rivalisieren um Zeit (King 2006), zu befriedigen versucht? Handelt es sich um eine Art von »Komplizenschaft« zwischen gesellschaftlichen Anpassungszwängen und individuellem Streben?

Ähnliche Fragen werden aufgeworfen im Zusammenhang von Körperlichkeit und Zeitlichkeit in Identitätsbildungsprozessen. Entwicklung, Sozialisation und Bildung sind konstitutiv leibgebundene Prozesse in der Zeit, und auch die Leiblichkeit wird im Zeitalter der Beschleunigung zu verändern versucht. Dazu gehören zunehmend die gesellschaftliche und individuelle technische Kontrolle des Körpers und der Reproduktion, auch die

so genannten »body-modifications« (Featherstone 2000), Korrekturen und Manipulationen zugunsten eines bestimmten Schönheitsideals (Gerisch 2006; Gerisch/King 2008). Um sowohl Motive als auch Folgen solcher Eingriffe präzise zu erfassen, ist es erforderlich, verschiedene Bedeutungsfacetten von Körper und Zeit im Psychischen genau zu untersuchen. Dazu gehören die unterschiedlichen Formen, Körper und Zeit zu erleben – in Abhängigkeit von biographisch bedingten Konfliktneigungen oder Traumatisierungen. Dazu gehört es, die psychischen Bedeutungen von Vergänglichkeit und Begrenzung, von Verlust und Trennung, von Wachstum und Größerwerden zu präzisieren. Entsprechend gilt es auch, die psychischen »Entstehungs- und Störungsbedingungen des Zeiterlebens«, das heißt: sowohl die »Entwicklung des Zeitgefühls« (Gutwinski-Jeggle 1998: 187) als auch Formen fragmentierten oder verzerrten Zeiterlebens zu entschlüsseln. Eine in diesem Sinne differenzierte Betrachtung der psychischen Bedeutungen von Zeit und der verschiedenen Formen des Umgangs mit Zeit in der individuellen Entwicklung kann die Einschätzung der vielschichtigen Folgen von Beschleunigung für die Subjekte auszuleuchten helfen.

Zeitgewinn und Selbstverlust: Mit dieser Verknüpfung und Entgegensetzung soll übergreifend markiert werden, dass im Zeitgewinn – der in vielen gesellschaftlichen Bereichen wie im unmittelbaren Alltag durchaus positiv konnotiert sein kann als ein Zuwachs an Möglichkeiten – zugleich eine Ambivalenz steckt, ein Potential des Verlusts oder gar der Destruktivität auf unterschiedlichen Ebenen des Sozialen und Psychischen. Die verschiedenen Folgen, Ambivalenzen und Grenzen der Beschleunigung werden in diesem Band genauer betrachtet.

In den ersten drei Beiträgen des Buches wird das Phänomen der Beschleunigung in der späten Moderne aus sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive, gleichsam mit Blick auf soziale, historische und kulturelle Wandlungen von *Zeitkulturen* beleuchtet: Hartmut Rosa, der mit seiner Studie *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstruktur in der Moderne* (2005) ein richtungsweisendes soziologisches Werk vorgelegt hat, präzisiert in seinem Beitrag die komplexen Folgen des rasant gestiegenen Lebenstempos entlang dreier zentraler Dimensionen des Zeiterlebens: der alltagszeitlichen Tätigkeiten, der lebenszeitlichen Perspektive und der epochenspezifischen bzw. der historischen Zeit. Er entfaltet daran anknüpfend die These, dass den Dingen, das heißt den Institutionen, den Gebrauchsgegenständen, Assoziationsmustern und Praxisformen unter dem Einfluss des eklatanten

Innovations- und Beschleunigungsdrucks gleichsam jene Zeit »genommen« wurde, die ihnen immanent ist und die sie ursprünglich für sich beanspruchen konnten. Dies habe, so eine Schlussfolgerung, nicht nur unabsehbare Konsequenzen für die Alltagspraxis, sondern auch für die lebenszeitliche Perspektive der Subjekte. Diese würden mehr und mehr die Kompetenz einbüßen, sich selbst und damit ihr eigenes gegenwärtiges Leben narrativ in einer referenzstiftenden Vergangenheit und in einer sinnstiftenden Zukunft zu verankern.

Vera King geht es in ihrem Beitrag um die Frage, wie sich Beschleunigung auf Generationenverhältnisse auswirkt, insbesondere in den Beziehungen zu Heranwachsenden. Die kulturellen Muster einer beschleunigten, hyperflexiblen Lebensführung in der Spätmoderne begünstigen, so die These, eine Ausgestaltung der Generationenbeziehung, bei der das generationale Rivalisieren um Zeit an Bedeutung gewinnt. Unter dem Druck der Beschleunigung können an die Stelle einer verlässlichen Gabe von Zeit als einem Kernelement sorgender Beziehungen verschiedene Formen der Annexion der Zeit der Nachkommenden durch die Älteren treten. Die Spätmoderne sei insofern durch generative Paradoxien gekennzeichnet: So sind zwar die Ansprüche an die Intensität und Qualität von Eltern-Kind-Beziehungen vielfach gestiegen. Auch bedürfen beschleunigte Gesellschaften gesteigerter Fähigkeiten zur komplexer gewordenen Lebensbewältigung und entsprechender Bedingungen des Aufwachsens. Die Bedingungen im Generationenverhältnis seien jedoch vielfach prekär geworden.

Aus kulturwissenschaftlicher Perspektive zeigt der Aufsatz von *Hartmut Böhme*, dass – historisch betrachtet – gesellschaftliche Umbrüche immer wieder auch als Folge von Beschleunigungsdynamiken erfahren wurden, denen sich die Subjekte nach einer gewissen Zeit der Verstörung mehr oder minder gelungen angepasst haben. Zumeist wurden entsprechende Umbrüche schon bald als verheißungsvolles Fortschrittsversprechen begrüßt. Der Eintritt der Kultur in die ultimative Geschwindigkeit der Spätmoderne zeichne sich nun jedoch in einschneidender Weise dadurch aus, dass gegenwärtig eine transhumane Welt entstehe: Da beispielsweise die technische Architektur, die mathematische Modellierung und der interne Datenverkehr mit einer Geschwindigkeit arbeiteten, die jeglicher Anschauung entzogen sei, überschreite diese Technokultur die Dimension des Menschlichen. Eine ubiquitäre schnelligkeitsbedingte Weltfremdheit werde erzeugt und begünstige zugleich Adaptionstrategien in Gestalt von Unsterblichkeitsphantasien, die – bezogen auf die Jenseitsreligionen – histo-

risch vertraut und doch neu seien: Mehr denn je begäben sich die Menschen in die andere Wirklichkeit des Cyberspace und vertrauten auf die damit verbundenen Verheißungen, die suggerierten, dass die eigentliche Welt nicht die unsere sei, sondern erst jenseits der unseren beginne.

Um die Dimensionen »Entgrenzte Arbeit – Entgrenzte Subjekte« geht es in den folgenden beiden Beiträgen: *Nicole Aubert* legt dar, in welcher Weise die von ihr als hypermodern bezeichneten Wandlungen von Zeitstrukturen eine Ambivalenz erzeugen: einerseits Befreiungsphantasien angesichts der Verfügbarkeit moderner Technologien, andererseits unerträglichen Zeitdruck. So verdeutlicht sie zum einen, dass Beschleunigung nicht nur als bedrängend empfunden werde. Vielmehr könne sie im Sinne einer manischen Steigerung von Intensität etwa im Arbeitszusammenhang subjektiv durchaus als äußerst befriedigend und machtvoll erlebt werden – solange zumindest, wie die Kräfte zur Bewältigung ausreichen und der oftmals illusionäre Eindruck aufrechterhalten werden kann, Zeit und Simultaneität gleichsam im Griff zu haben. Anhand eigener empirischer Untersuchungen, insbesondere von Führungskräften in der Wirtschaft, zeigt sie aber auch auf, wie der »Kult der Dringlichkeit« sich in Arbeitsprozessen zu einem pathologischen Hyperfunktionieren ausgeweitet habe, das schließlich in eine Art krankmachender Überhitzung umschlage und Symptome wie Angst, Reizbarkeit, Übermüdung und Erschöpfungsdepressionen hervorbringe. Mit diesen gesellschaftlichen und ökonomischen Veränderungen eng verbunden ist eine nicht minder pathogen wirkende Verflüchtigung der Beziehungen sowie der Imperativ des sich selbst überschreitenden Menschen, der »die Suche nach Ewigkeit durch die Suche nach Intensität« ersetzt habe.

Christine Morgenroth betrachtet aus sozialpsychologischer Perspektive die Verschränkung von gesellschaftlichen und individuellen Entwicklungen. Sie zeigt auf, wie Beschleunigung und Vergleichzeitigung in besonderer Weise zu Entgrenzungsphänomenen führen können. Diese seien verbunden mit einer gesteigerten Anfälligkeit für Suchttendenzen und für den Konsum von Drogen, die auch den zunehmenden Leistungs- und Geschwindigkeitsdruck bewältigen helfen sollen. Anhand der Falldarstellung eines jungen Mannes beleuchtet sie die komplexen Wirkfaktoren biographischer Prozesse in ihrem Zusammenspiel von äußerer und innerer Realität, das von spannungsreichen Widersprüchen geprägt sei: chronischer und bereits früh einsetzender Leistungsüberforderung – insbesondere der Kinder und Jugendlichen – auf der einen Seite, emotionaler Vernachlässi-

gung durch Zeitmangel der Eltern auf der anderen. Die Verführungskraft der Droge, gleich welcher Art, erkläre sich dabei durch ihre doppelte Funktion. Sie betäube eine innere Leere und das Gefühl des Unverbunden-seins, sie diene aber zugleich als Self-Management-Strategie in einer die Subjekte zunehmend überfordernden Welt.

Die anschließenden beiden Beiträge fokussieren »Psyche, Soma, Endlichkeit« aus psychoanalytischer und soziologischer Perspektive. Sie thematisieren die Folgen von Beschleunigungsdynamiken für die Konstituierung des Selbst sowie insbesondere des Körpererlebens und werden ergänzt durch Unsterblichkeitsfiktionen der Spätmoderne im Widerstreit zum Bewusstsein des Todes. *Benigna Gerisch* befasst sich mit der gegenwärtigen Hochkonjunktur des Körpers als einem Ausdruck manipulativer Angriffe auf die Zeitgebundenheit von Körperlichkeit. Insbesondere erörtert sie das Spannungsverhältnis von ästhetisierenden und destruktiven Körperpraktiken und verweist dabei auf eine Paradoxie der Spätmoderne: Während wir einerseits, so ihre These, über immer ausgefeiltere technische Maßnahmen der Körperperfektionierung verfügen, müssen wir auf der anderen Seite die Zunahme gravierender, sprachloser Selbstzerstörungspraktiken verzeichnen, wie etwa Essstörungen und selbstverletzendes Verhalten. Hinsichtlich unterschiedlicher körperbezogener Praktiken und Symptome untersucht die Autorin das komplexe Zusammenspiel von Außenwelt und Innenwelt auch in seinen unbewussten Dimensionen und geht dabei der Frage nach, wie und warum der Körper in der beschleunigten Moderne zum Schauplatz intrapsychischer und gesellschaftlicher Inszenierungen wird. Ihre Thesen werden anhand von klinischen Erfahrungen und anhand einer Kasuistik exemplifiziert, bei der das unbedingte Verlangen nach einer Schönheitsoperation als Motiv der Behandlung im Vordergrund steht und in seiner Vielschichtigkeit sowie seinem radikalen Umschlag ins Destruktiv-Suizidale analysiert wird.

Christa Rohde-Dachser erörtert in ihrem Beitrag aus soziologischer und psychoanalytischer Sicht, wie die Einsicht in die Endlichkeit der eigenen Lebenszeit historisch immer wieder mit Fiktionen von Unsterblichkeit verknüpft oder von diesen abzumildern versucht worden sei. Anders als Hartmut Böhme geht die Autorin zunächst davon aus, dass Jenseitsversprechen in der Spätmoderne ihre Wirkkraft verloren und sich unter dem Einfluss der Beschleunigung vielmehr in den paradoxen Imperativ einer endlosen Ausschöpfung der Gegenwart verwandelt haben, der gleichwohl als phantasmatisches Konstrukt früher oder später kollabiere. Im Rekurs

auf psychoanalytische Konzeptualisierungen, denen zufolge der Ontogenese sowohl Unsterblichkeitsphantasien als auch die Kompetenz zur Anerkennung der eigenen Sterblichkeit inhärent seien, entfaltet die Autorin ihre Sicht der spezifischen Zeitdimensionen des Unbewussten, aus denen sich die Unsterblichkeitsvisionen speisen könnten. Anhand der ausführlichen Fallbeschreibung eines sterbenden Patienten erhellt sie die tröstliche Bedeutung solcher Visionen und geht im Zuge dessen der universellen Frage nach, wie der Mensch das sichere Wissen um den eigenen Tod zu integrieren imstande sei und auf welche konstruktiven Abwehr- und Bewältigungsstrategien er dabei rekurrieren könne.

Um »Bildung und Identitätsbildung in knapper Zeit« geht es in drei weiteren Beiträgen. So zeigt *Andreas Dörpinghaus* in kritischer Absicht selbstverständliche Implikationen des Zeitverständnisses moderner Gesellschaften in der Selbstbeschreibung einer Wissensgesellschaft auf. Insbesondere wird die Frage nach einer qualitativen Dimension von Bildungszeit in Abgrenzung von quantitativen Effizienzzeiten gestellt. Die Zeitstruktur von Bildung stehe im Widerstreit zum Zeitverständnis der Wissensgesellschaft und zur Trivialität lebenslangen Lernens. Bildung und die mit ihr verbundenen Praktiken seien konstitutive Prozesse der Verzögerung und damit unzeitgemäß. Der so gewendete Bildungsprozess impliziere immer auch ein Sich-fremd-Werden: Erfahrungen zu machen heiße, so bringt der Autor diesen Gedanken auf den Punkt, dabei gestört zu werden, sie nicht zu machen. In Bildungsprozessen komme es nicht darauf an, dass alle gleich aus ihnen herauskommen, sondern dass jeder anders herauskommt, als er hineingegangen ist. Dem lebenslangen Lernen wird das »lebenslange Sterben« als ethische Dimension der Zeitstruktur von Bildung gegenübergestellt.

Hans-Christoph Koller stellt in seinem Beitrag eine Konzeption des Bildungsbegriffs vor, die Bildung als Transformation grundlegender Figuren des Welt- und Selbstverhältnisses in Auseinandersetzung mit neuen Problemlagen begriff. Bildungsprozesse würden in diesem Sinne durch eine Krisenerfahrung ausgelöst, das heißt durch die Konfrontation mit einer Konflikt- und Problemlage, für deren Bewältigung die Figuren des bisherigen Welt- und Selbstverhältnisses nicht mehr ausreichen. Aus dieser Perspektive untersucht der Autor, welche Bedeutung Zeitstrukturen und deren gesellschaftlicher Wandel für Bildungsprozesse haben. Im Besonderen geht es um die Frage, wie viel Zeit Bildungsprozesse benötigen und in welchem Verhältnis dabei langfristige und spontane Vorgänge zueinander stehen.

Insgesamt gelangt der Autor zu dem Schluss, dass infolge des gesellschaftlichen Wandels von Zeitstrukturen und der zunehmenden Beschleunigung biographische Bildungsprozesse gleichzeitig immer notwendiger und immer riskanter werden.

Werner Bohleber erörtert in seinem Beitrag aus psychoanalytischer Sicht ebenfalls Auswirkungen von veränderten Zeitstrukturen auf Identitätsentwicklungen, insbesondere auf die Phase der Adoleszenz. Diese Phase sei gegenwärtig in besonderem Maße von Verflüssigungen identitätsleitender Orientierungsschemata geprägt. Im Zentrum seiner Diskussion stehen wiederum die Veränderungen von theoretischen und begrifflichen Zugängen zu diesen Phänomenen. Der Autor akzentuiert, inwiefern psychoanalytische Identitätskonzeptionen die gesellschaftlichen Wandlungen reflektieren, und erörtert, wie soziale Wandlungsprozesse identitätstheoretisch neu gefasst werden können. Im Rückgriff auf aktuelle psychoanalytische Theorien der Selbst- und Identitätsentwicklung stellt er die komplexe und vielschichtige Entwicklung eines mehr oder minder stabilen Kernselbst dar, das gleichwohl von Anbeginn eingebettet sei und im Lebensverlauf eingebettet bleibe in das lebendige Gefüge interpersonaler Beziehungen. Schließlich setzt sich der Autor kritisch mit dem von Rosa entwickelten Konzept der »situativen Identität« auseinander: Auch wenn der gesellschaftliche Strukturwandel fest gefügte traditionelle Identitäts- und Lebensformen nahezu aufgelöst habe, sei dies bei aller beschriebenen Plastizität von Entwicklungen und trotz erheblichem Anpassungsdruck nicht gleichbedeutend damit, dass Identität sich situativ beliebig und chamäleongleich verändere oder verändern ließe.

Die abschließenden Beiträge thematisieren »Beschleunigtes Aufwachsen« in Kindheit und Jugend und fragen, in welcher Weise durch die Beschleunigungsdynamik Ungleichheiten, auch in den Geschlechterbeziehungen, verstärkt werden. *Helga Zeiber* setzt sich mit den unmittelbaren Auswirkungen des gestiegenen Lebenstempos und der Beschleunigungsdynamiken auf das wissenschaftshistorisch determinierte Konstrukt von Kindheit sowie mit dem konkreten, alltäglichen Leben von Kindern auseinander. Die Autorin beleuchtet in ihrer Argumentation die Phänomene, die sich als Folgen der Beschleunigung verstehen lassen: Veränderungen im Zukunftsbezug der Kindheit sowie Gewichtsverschiebungen zwischen Zukunfts- und Gegenwartsbezug. War Kindheit bisher im Wesentlichen auf die Zukunft bezogen konstruiert, so zeigt die Autorin in Anknüpfung an Hartmut Rosas Argumentation der Gegenwartsschrumpfung, dass in-

zwischen gerade die Widersprüche und Ambivalenzen zwischen Gegenwarts- und Zukunftsbezug das paradigmatische Konfliktpotential für die Lebenswelt von Kindern in der Spätmoderne repräsentierten. Ferner arbeitet sie pointiert heraus, dass der sprichwörtliche »Ernst des Lebens« auch in Gestalt von Zeitwängen immer früher in die Welt der Kindheit einbreche.

Carmen Leccardi akzentuiert in ihrer Arbeit die Bedeutung von Beschleunigungsprozessen für die gegenwärtige Lebensplanung von weiblichen und männlichen Jugendlichen, theoretisch gefasst als Verdichtung von biographischer Zeit und persönlicher Identität. In ihrer Analyse der komplexen Transformationen von biographischer Zeit streicht sie anhand eigener Untersuchungen junger Männer und Frauen in Italien unter anderem die geschlechtsspezifischen Unterschiede in den Bewältigungsstrategien heraus. Während beiden Geschlechtern eine große Anpassungsbereitschaft an die sich stetig verändernde äußere Welt attestiert wird, differierten die Geschlechter insbesondere im Umgang mit einer mehr oder minder unsicheren und unverfügbaren Zukunft sowie in ihren Zeitvorstellungen: Junge Frauen zeigten sich, so eines der Ergebnisse, in einigen Aspekten flexibler hinsichtlich zukunftsbezogener Unwägbarkeiten als die untersuchten jungen Männer und wiesen häufig eine größere Toleranz gegenüber der Anerkennung eigener Begrenzungen auf. Für männliche wie weibliche Jugendliche konstatierte die Autorin in ihren Analysen schließlich eine so genannte »aktive Haltung zur Zeit«, die vielfach getragen sei vom Wunsch und von Versuchen, sich nicht von der Geschwindigkeit der Ereignisse überrollen zu lassen und auch unter Bedingungen merklicher Beschleunigung biographische Zeit mit gestalten zu können.

Literatur

- Aubert, Nicole (2003), *Le culte de l'urgence. La société malade du temps*, Paris.
- Bilstein, Johannes (2006), »Lebenszeit – Bildungszeit«, in: Reinhard Fatke/Hans Merkens (Hg.), *Bildung über die Lebenszeit*, Wiesbaden, S. 121–130.
- Blumenberg, Hans (1986), *Lebenszeit und Weltzeit*, Frankfurt/M.
- Ehrenberg, Alain (1998/2004), *Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart*, Frankfurt/M.
- Elias, Norbert (1988), *Über die Zeit. Arbeiten zur Wissenssoziologie II*, Frankfurt/M.
- Featherstone, Mike (2000), *Body Modification*, London.

- Dörpinghaus, Andreas (2005), »Bildung als Verzögerung. Über Zeitstrukturen von Bildungs- und Professionalisierungsprozessen«, in: *Pädagogische Rundschau* 5, S. 563–574.
- Geißler, Karlheinz A. (1999), *Vom Tempo der Welt – und wie man es überlebt*, Freiburg i.Br.
- Gerisch, Benigna (2006), »Keramos Anthropos: Psychoanalytische Betrachtungen zur Genese des Körperselbstbildes und dessen Störungen«, in: Johann Ach/Arndt Pollmann (Hg.), *No body is perfect – Baumaßnahmen am menschlichen Körper. Bioethische und ästhetische Aufrisse*, Bielefeld, S. 131–161.
- Gerisch, Benigna/King, Vera (2008), »Das Unbehagen im Körper der Moderne«, in: Gertraud Schlesinger-Kipp/Rolf-Peter Warsitz (Hg.), *Die neuen Leiden der Seele*, Wiesbaden, S. 260–271.
- Gutwinski-Jeggler, Jutta (1992), »Trauma und Zeiterleben«, in: *Jahrbuch der Psychoanalyse*, Bd. 29, S. 167–214.
- Hochschild, Arlie (2002), *Keine Zeit. Wenn die Firma zum Zuhause wird und zu Hause nur Arbeit wartet*, Opladen.
- King, Vera (2006), »Adoleszenz und Depression – intergenerationale Dynamiken«, in: *Kinderanalyse*, 14. Jg., Heft 3, S. 213–243.
- Koselleck, Reinhart (2000), *Zeitschichten. Studien zur Historik*, Frankfurt/M.
- Leccardi, Carmen (1998), »Biographische Zeitperspektive und Lebensplanung junger Frauen«, in: Mechthild Oechsle/Birgit Geissler (Hg.), *Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis*, Opladen, S. 201–216.
- Loewald, Hans (1986), »Das Zeiterleben«, in: Ders., *Psychoanalyse. Aufsätze aus den Jahren 1951–1979*, Stuttgart, S. 120–129.
- Mollenhauer, Klaus (1981), »Die Zeit in Erziehungs- und Bildungsprozessen«, in: *Deutsche Schule*, 73. Jg., S. 68–78.
- Morgenroth, Christine (2004), *Von der Eile, die krank macht, und der Zeit, die heilt*, Freiburg i.Br.
- Nowotny, Helga (1989), *Eigenzeit. Entstehung und Strukturierung eines Zeitgefühls*, Frankfurt/M.
- Rosa, Hartmut (2005), *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*, Frankfurt/M.
- Wulf, Christoph/Kamper, Dietmar (1987), »Die Zeit, die bleibt«, in: Dies. (Hg.), *Die sterbende Zeit. Zwanzig Diagnosen*, Darmstadt, S. 7–12.

Zeitkulturen

Jedes Ding hat keine Zeit? Flexible Menschen in rasenden Verhältnissen

Hartmut Rosa

1. Drei Ebenen der Zeit

»Jedes Ding hat seine Zeit«: So steht es schon in der Bibel, in Prediger 3. Genauer heißt es da:

»Jegliches Ding hat seine Zeit und alles Vornehmen unter dem Himmel seine Stunde. Das Geborenwerden hat seine Zeit und ebenso das Sterben; das Pflanzen hat seine Zeit und ebenso das Ausraufen des Gepflanzten; das Zerstören hat seine Zeit und ebenso das Heilen; das Einreißen hat seine Zeit und ebenso das Aufbauen; das Weinen hat seine Zeit und ebenso das Lachen; das Trauern hat seine Zeit und ebenso das Tanzen; das Hinwerfen von Steinen hat seine Zeit und ebenso das Sammeln von Steinen; das Liebkosen hat seine Zeit und ebenso das Meiden der Liebkosung; das Suchen hat seine Zeit und ebenso das Verlieren; das Aufbewahren hat seine Zeit und ebenso das Wegwerfen; das Zerreißen hat seine Zeit und ebenso das Zusammennähen; das Schweigen hat seine Zeit und ebenso das Reden; das Lieben hat seine Zeit und ebenso das Hassen; der Krieg hat seine Zeit und ebenso der Friede.«

Unabhängig von allen religiösen oder gar theologischen Fragen, um die es hier nicht gehen soll, lassen sich in diesem Textauszug beziehungsweise an den genannten Tätigkeiten und Verrichtungen drei Zeitebenen identifizieren, die zusammengenommen »unsere Zeit«, die Zeit des Menschen, bestimmen: Zunächst finden wir *alltagszeitliche* Tätigkeiten: Pflanzen und ernten, suchen und finden, zerreißen und zusammennähen etc. Aus solchen und vielen anderen Handlungsepisoden setzt sich der Alltag handelnder Akteure zusammen, und wenn diese über »ihre Zeit« (oder ihre knappe Zeit) reflektieren, so beziehen sie sich etwa auf Arbeits- und Öffnungszeiten, auf Fristen und Deadlines, auf Termine und Fahrpläne, die es einzuhalten bzw. zu synchronisieren gilt. Daneben befinden sich jedoch Vorgänge, die nicht alltägliche Routinen beschreiben, sondern eine *lebenszeitliche Perspektive* erfordern: »Unsere Zeit« (als handelnde Akteure) ist auch die Zeit zwischen Geborenwerden und Sterben, und wer auf »seine Zeit« re-

flektiert, kann damit auch aus der Alltagszeitperspektive heraustreten und sich auf sein Leben als Ganzes beziehen, in dem es etwa eine Zeit des Wachsens und eine des Schwindens der Kräfte gibt, sowie eine Zeit der Liebe und des Gebärens, aber vielleicht auch eine Phase der Einsamkeit etc. Die Lebenszeit in diesem Sinne ist nicht durch repetitive Routinen, sondern durch das einmalige Durchlaufen einer »Lebenslinie« oder, je nach historisch-kulturellem Zeitregime, des Lebenskreises gekennzeichnet. In diesem Sinne reden Subjekte etwa von ihrer Kindheit, ihrer Jugendzeit, ihrer Militär- oder Studienzeit als Lebensabschnitten. In Krisenzeiten, wenn die Routinen des Alltags in Frage stehen, erinnern sie sich dieser Abschnitte und hinterfragen ihre Bedeutung. Abgesehen davon denken Subjekte insbesondere in biographischen Übergangsphasen, also zum Beispiel nach der Schule oder am Ende der Berufstätigkeit, über ihre Lebenszeit nach, weil hier die Routinen der Alltagszeit vorübergehend aussetzen, und die Frage entsteht, wie die verbleibende Lebenszeit zu gestalten sei.

Wenn in dem Text indessen auch von Zeiten des Krieges und des Friedens die Rede ist, so sind damit weder lebens- noch alltagszeitliche, sondern epochenspezifische Vorgänge gemeint: »Unsere Zeit« ist in diesem Sinne auch unsere historische Zeit, die durch je epochenspezifische Merkmale (etwa als kriegerische oder friedliebende) gekennzeichnet ist. In diesem Sinne reden Subjekte etwa davon, dass in »unserer (heutigen) Zeit« im frühen 21. Jahrhundert mag das etwa heißen: der Zeit der *Klimaängste*, der *Terrorgefahr* oder der *Globalisierung*, des *digitalen Fernsehens* und der *Handy-kommunikation* diese oder jene Auffassung oder Verhaltensweise nicht mehr angemessen oder praktikabel sei, während andere unerlässlich erscheinen, die es zuvor (etwa »zu Goethes Zeit«) nicht waren.

Subjekte sind in ihrer (biographischen) Lebensführung nun stets dazu gezwungen, diese drei unterschiedlichen Zeitperspektiven und -horizonte in ihren Zeitpraktiken miteinander zu vereinbaren und zu harmonisieren (vgl. Alheit 1988; Giddens 1987: 144ff.). Sie müssen in der Lage sein, ihr Alltagshandeln im Lichte ihrer lebenszeitlichen Perspektive zu verorten und zu deuten und positiv auf ihre historische Zeit zu beziehen. Wo dies gelingt, so könnte man etwas pathetisch formulieren, gelingt Leben; wo es den Subjekten misslingt – weil ihre täglichen Routinen sich nicht in Bezug zu dem setzen lassen, was sie »in ihrem Leben« und »aus ihrem Leben« machen wollten, oder weil sie (oder jene Lebenspläne) nicht den Anforderungen und Geboten »ihrer (gesellschaftlichen) Zeit« entsprechen – droht ihnen eine Zeitkrise im Sinne einer biographischen (Orientierungs-)Krise:

Sie fühlen sich, wie Peter Alheit (ebd.) zu zeigen versucht, ihrem Alltag, ihrem Leben und/oder ihrem Zeitalter entfremdet.

Genereller formuliert bedeutet dies, dass die Allokation von Zeitressourcen stets von Erwägungen bezüglich aller drei Ebenen abhängt: Wie viel Zeit jemand mit Berufsarbeit, Familie, Freizeitaktivitäten und Körperpflege verbringt, hängt von seinen Alltagsroutinen, von seiner Lebensperspektive und von seiner Einschätzung des »Zeitgemäßen« bzw. der Erfordernisse der Zeit und der Zukunft ab. Anhaltende Divergenzen in den Perspektiven zwingen dabei zu Anpassungsstrategien: Entweder wird die Alltagspraxis geändert oder das langfristige Lebensziel neu definiert. Die Möglichkeit einer strategischen Veränderung der Zeitmuster und -perspektiven der je eigenen Epoche tritt dabei nur in Ausnahmesituationen ins Bewusstsein von Akteuren. Alle drei Ebenen haben dabei, zum Ersten, ihre eigenen zeitlichen Muster (Rhythmen, Sequenzen, Geschwindigkeiten, Synchronisationserfordernisse) und Perspektiven, das heißt ihnen eigene Vorstellungen oder Horizonte von Vergangenen, Gegenwärtigem und Zukünftigen und von deren Relevanz für das jeweilige Handeln. Und sie sind, zum Zweiten, in hohem Maße sozialstrukturell bestimmt. Rhythmus, Geschwindigkeit, Dauer und Sequenz unserer Aktivitäten und Praktiken werden so gut wie nie von uns als individuellen Akteuren bestimmt, sondern sind fast immer in den kollektiven Zeitmustern und Synchronisationserfordernissen der Gesellschaft vorgezeichnet, etwa in Öffnungszeiten, Fahr- und Stundenplänen, institutionellen Rhythmen, zeitregulierenden Verträgen oder Fristen (vgl. Garhammer 1999: 28ff.).

Die Verknüpfung der drei Zeitebenen in der Perspektive der Akteure folgt dabei stets narrativen Mustern. Es sind kulturelle und individuelle Narrationen, in denen Alltagszeit, biographische Zeit und historische Zeit zueinander in Beziehung gesetzt und wechselseitig kritisiert und gerechtfertigt werden. In solchen narrativen Entwürfen wird zugleich die Gewichtung und Bedeutung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und damit auch die Relevanz und Gewichtung von Tradition und Wandel bestimmt. Jede Gegenwart erscheint darin als aus einer Vergangenheit begründet und auf eine Zukunft bezogen. Durch das narrative In-Beziehung-Setzen von Alltag, Lebens- und Weltgeschichte werden die kulturellen und institutionellen Formen des Wandels und der Beharrung legitimiert und gegebenenfalls kritisiert, wobei sich die Balance zwischen dynamischen und stabilisierenden Kräften, zwischen *Bewegung* und *Beharrung* historisch natürlich wandelt.

Ich möchte nun im Folgenden die These entfalten, dass sich in der modernen Gesellschaft auf allen drei Zeitebenen ein (die Balance unaufhörlich zugunsten der *Bewegung* verschiebender) sozialer Beschleunigungsprozess beobachten lässt, der den Dingen »ihre Zeit« zu nehmen scheint und in seiner spätmodernen Phase dazu führen könnte, die Fähigkeit der Subjekte zu untergraben, jene drei Zeitebenen biographisch zu harmonisieren.

2. Sequenz, Dauer und Geschichte

Um dieses Argument zu entfalten, gilt es zunächst die Frage zu klären, in welchem Sinne die Dinge und Handlungen »ihre Zeit« haben können. Tatsächlich lassen sich auch hier drei verschiedene Bedeutungsebenen unterscheiden, die sich ebenfalls an dem eingangs zitierten Predigertext identifizieren lassen. Zum Ersten kann damit gemeint sein, dass jeder Vorgang eine ihm zugemessene, bestimmbare *Dauer* hat: Eine Grippe dauert mindestens acht Tage, egal wie viele Medikamente wir schlucken, eine Schwangerschaft dauert neun Monate, die Grundschule dauert vier Jahre. Aber auch der Kindergarten, der Militärdienst, sogar jede Busfahrt, jedes Ding hat seine *Zeit*, weil es eine bestimmte prozessuale Dauer hat. Viele der im Predigertext angesprochenen Tätigkeiten lassen sich in eben diesem Sinne interpretieren.

Zum Zweiten kann mit der Vorstellung, jedes Ding habe »seine Zeit«, aber auch der *zeitliche Ort* einer Handlung (oder eines Ereignisses) in einer Ereignisreihe gemeint sein: Frühjahr, Sommer, Herbst und Winter haben alle »ihre Zeit« im Lauf des Jahres – wenn es aber im August schneit oder Weihnachten Badewetter herrscht, dann scheint diese Ordnung gestört. In diesem Sinne haben etwa auch das Geborenwerden und das Sterben, oder das Pflanzen und das Ernten, aber auch das Arbeiten und der Ruhezustand ihre »Zeit« in einer (zyklischen oder linearen) *Sequenz*.

Liest man indessen den Predigertext aufmerksam, so fällt auf, dass er gegen seine Absicht noch einen dritten Sinn zum Ausdruck bringt: Dinge haben auch einen geschichtlichen Ort beziehungsweise einen historischen Aktualitätshorizont, den ich hier in Ermangelung eines besseren Begriffs »Präsenzzeit« nennen möchte: Die Babylonier hatten »ihre Zeit« und auch die Ägypter, die Pest ebenso wie AIDS und das Grammophon und der

Stummfilm nicht weniger als der Kassettenrekorder und das Musikvideo. In diesem Sinne ist etwa die Zeit der Vorstellung, dass *das Zerstören* ebenso einen sequentiell »richtigen« Ort habe wie *das Heilen*, abgelaufen, sie ist nicht mehr zeitgemäß; und auch die Idee einer festen Zeit des »Steine Hinwerfens« entstammt eindeutig einer anderen geschichtlichen Epoche.

Ich werde nun im Folgenden – für jede dieser drei Bedeutungen der Vermutung, dass jedes Ding »seine Zeit« habe, getrennt – zunächst diskutieren, was es jeweils heißen könnte, dass die Dinge ihre Alltags-, lebensperspektivische und historische Zeit *haben* – und daran anschließend, was es jeweils heißt, dass sie diese (Eigen-)Zeit *verlieren*.

3. Dauer

Jedes Ding hat seine Zeit, das bedeutet zunächst und offensichtlich, dass natürliche ebenso wie soziale Vorgänge ihre »Eigenzeit« haben, das heißt, dass sie durch eine gewisse Dauer gekennzeichnet sind, die sich in der Regel nicht ohne Veränderung ihres Charakters und ihrer Qualität manipulieren lässt. Wer eine Krankheit nicht auskuriert, wer das Korn nicht reifen oder einen Hefeteig nicht lange genug ruhen lässt, wer von einem Kind zu rasche Lernfortschritte erwartet, gefährdet das Gelingen der jeweils zugrunde liegenden Prozesse. Natürlich gilt auch das Umgekehrte: Korn, Brot und Kind können auch »verderben«, wenn die rechten Zeitpunkte des Handelns verpasst werden. Solche Biorhythmen und Eigenzeiten sind in der Zeitforschung inzwischen zu einem zentralen Thema geworden.¹

Dass Handlungen und Prozesse in diesem Sinne ihre je eigene Dauer haben, gilt vor allem für die Alltagsebene, aber auch für die lebenszeitliche und die historische Perspektive. »Es braucht alles seine Zeit« – das Schreiben eines Aufsatzes, der Kauf eines Computers, das Ausfüllen einer Steuererklärung – ist nicht zufällig zu einer Alltagsweisheit geworden. Es gilt aber auch für den Lebenslauf: Schwangerschaft und Geburt haben »ihre Zeit«, aber auch Alter und Tod, und auch das Lernen, die Liebe und die Trauer, wie uns der Predigertext erinnert. In epochenzeitlicher Perspektive halten sich nicht nur hartnäckig Theorien politischer oder ökonomischer Zyklen,

1 Stellvertretend für viele etwa Meier-Koll (1995).

zum Beispiel der Kondratjews, sondern Entwicklungs- und Modernisierungstheorien gehen bis heute davon aus, dass zum Beispiel Staatenbildungs- oder Demokratisierungsprozesse, aber auch Reorganisationsvorhaben »ihre Zeit« benötigen und dass manche institutionellen Strukturen durch lange Bestandsdauer (Braudels »longue durée«) gekennzeichnet sind. Ähnlich lässt sich vermuten (auch dies legt ja der Predigertext nahe), dass auch Kriege, Seuchen und Hungersnöte oder umgekehrt, Phasen des Friedens, der Entwicklung und des Wohlstandes »ihre Zeit«, das heißt zumindest: eine *begrenzte* Dauer, haben. Erst recht gilt das natürlich für Modewellen aller Art: Kleidungs- und Musikstile, Haartrachten und literarische Ausdrucksformen haben alle »ihre Zeit«, die immer eine Zeit von begrenzter Dauer ist.

Die moderne Gesellschaft ist indessen auf allen der genannten Ebenen durch den Kampf gegen die Dauer gekennzeichnet. Dass in ihr *alles, was dauert, zu lange dauert*, und *alles, was Zeit beansprucht, zu viel Zeit beansprucht*, hat schon Günther Anders (1987: 338) bemerkt. Zeithunger und Zeitknappheit bezeichnen das dominante Zeitgefühl der Moderne; sie sind ein signifikantes Merkmal der Beschleunigungsgesellschaft, die in nahezu allen Lebensbereichen darauf abzielt, die Dauer von Handlungen und Prozessen *zu verkürzen* und damit den Dingen »ihre Zeit« zu nehmen beziehungsweise deren Eigenzeit zu manipulieren.

Tatsächlich lassen sich die industrielle Revolution des 19. Jahrhunderts wie die digitale Revolution an der Schwelle zum 21. Jahrhundert kaum anders denn als Beschleunigungsrevolutionen verstehen, die von dem Bedürfnis getrieben waren, Zeit zu sparen. Diese Zeitknappheit macht sich im *Alltagsleben* überall bemerkbar: Der Computer benötigt immer zu lange, bis er hochfährt, und noch viel länger, bis er wieder abschaltet. Die Ampel ist zu lange rot, im Wartezimmer des Arztes geht es ebenso zu langsam voran wie an der Kasse des Supermarktes. Der Alltag der Subjekte in der Spätmoderne ist zu einem ständigen Kampf gegen die Uhr geworden: *Was dauert, dauert zu lange*, die Dinge gehen niemals schnell genug (vgl. Robinson/Godbey 1999). Wir versuchen mit allen Mitteln, ihre Dauer zu manipulieren, das heißt fast immer: sie zu verkürzen. Das gilt sogar für die Eigenzeiten der außermenschlichen Natur: So wird beispielsweise in der Landwirtschaft das Eierlegen von Hühnern dadurch beschleunigt, dass man den tageszeitlichen Wechsel von hell und dunkel mittels künstlichen Lichts auf 23 Stunden verkürzt. Andernorts werden Wachstumsprozesse durch Züchtung beschleunigt: So genannte »Pillarbäume« beispielsweise